

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 4 (1931-1932)

Heft: 9

Artikel: Englischer Schulgeist : Eindrücke aus einer Public School

Autor: Häusermann, H.W.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-851482>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

die inneren Bildungswerte ankommen sollte. Bei Lehrern und Schülern feiern Beklemmung, Eitelkeit, Ehrgeiz und andere Affekte, die einer erzieherischen Atmosphäre Abbruch tun, vielfach Triumphe.

Das Examen selbst ist in der Regel eine mehr oder weniger posierte Schaustellung. Weder die Kinder noch die Lehrer sind bei diesem Anlaß unbefangen und natürlich. Weder Verkrampfung noch Pose lassen sich ganz vermeiden. Fast immer unterlaufen auch kleinere oder größere Blendereien und andere Unehrligkeiten.

So stört das Examen immer wieder die gedeihliche Schularbeit und wirkt in ungezählten Fällen demoralisierend; nicht zuletzt auch dadurch, daß es die hemmungslosen Schüler glänzen und die Schüchternen Niederlagen erleben läßt und damit hüben Eitelkeit und drüben Minderwertigkeitsgefühle begünstigt.

Das Examen dient heute keinerlei berechtigtem, realem Bedürfnis mehr: Die Inspektoren können sich auf anderen Wegen viel besseren Einblick in die Schularbeit verschaffen. Die Behauptung aber, daß durch diese Examen eine nützliche Verbindung von Schule und Elternhaus gefördert werde, ist absurd.

So ist es an der Zeit, daß dieser lästige Zopf abgeschnitten werde. Er wird aber nur abgeschnitten, wenn wir Lehrer der Öffentlichkeit seine Häßlichkeit oft und nachdrücklich zum Bewußtsein bringen. — Eine schlichte, fröhliche Schulfeier, zu der die Eltern als Gäste eingeladen werden, ist als Abschluß des Schuljahres einzig berechtigt.

* * *

Es bleibt bei der alten Wahrheit, daß ein begnadeter Lehrer auch mit den verschrobensten und überlebtesten Vorschriften und Einrichtungen fertig wird und trotz allem einen fröhlichen und herzhaften Schulbetrieb gestalten kann, — weil es nur seiner Berührung mit den jungen Menschen bedarf, um wirkliches Leben zu erwecken.

Und es bleibt bei der anderen Wahrheit, daß in der Schulstube eines unfähigen Erziehers ein öder, langweiliger und mißmutiger Geist herrscht, auch wenn sich dieser Lehrer der weitherzigsten und idealsten Schulgesetze und der paedagogisch einsichtigsten Schulbehörde erfreuen darf. Jede Schule ist letzten Endes so gut oder so schlecht, wie die Lehrer, die an ihr wirken.

Der Geist entzieht sich eben seinem Wesen nach aller Reglementierung und aller Organisation. Wenn er gut und stark ist, sprengt er jedes Gefäß und siegt schließlich über alle Paragraphen.

Diese Erkenntnis kann uns trösten und beruhigen. Vor allem aber muß sie uns immer wieder zum Bewußtsein bringen, daß es im Interesse von Jugend und Schule kein wichtigeres Problem gibt als dies: Wie ist es möglich, aus dem Volke heraus die nach ihrer Veranlagung paedagogisch bestqualifizierten jungen Menschen dem Lehrerstande zu gewinnen? Wir haben damit zugleich das schwierigste Problem formuliert.

Das soll uns nicht hindern, für vernünftige Schulgesetzgebungen und Schuleinrichtungen zu kämpfen. Je sinnvoller die äußeren Arbeitsbedingungen sind, desto wirksamer kann der gute Erzieher seine Kräfte ohne Zersplitterung in den Dienst seines Werkes stellen.

W. Sch.

Englischer Schulgeist.

Eindrücke aus einer Public School.

Von Dr. H. W. Häusermann.

Die angelsächsische Kultur, so sehr sich der im deutschen oder französischen Kulturkreis aufgewachsene Mensch auch dagegen verwehren mag, dringt unaufhaltsam zur Stellung einer für die ganze zivilisierte Welt verbindlichen Lebensnorm vor. Die politische und materielle Stärke Großbritanniens und der Vereinigten Staaten sowie die innere Werbekraft des englischen Lebensstils sind wohl die Haupttriebfedern dieser Entwicklung. Es ist bezeichnend, daß der Typus des *gentleman* zu einem Menschenideal wird, das andere Ideale immer mehr zurückdrängt und ersetzt. Der preußische Reserveoffizier, der Korpsstudent, der deutsche Gebildete, der Beamte, der Kaufmann, der *honnête homme*, der ritterliche Edelmann, sie alle werden langsam entwertet durch dieses im oberen englischen Mittelstand ausgebildete Mannesideal. Die Bedeutung dieses Vorgangs kann natürlich verschieden beurteilt werden. Vom humanistischen Standpunkt aus muß die Verschiebung des Akzentes von der Bildung auf den Charakter als Verlust gebucht werden, soziologisch und politisch betrachtet erscheint sie als Gewinn. Jedenfalls findet

hier eine Verlagerung sittlicher Normen statt, die sich auch in der Jugendbildung nichtenglischer Völker auswirken muß. Unsere festländischen Schulen neigen sich bewußt oder unbewußt der englischen Auffassung in Fragen der körperlichen und sozialen Erziehung zu, ohne natürlich ihrer grundsätzlich verschiedenen Weltanschauung untreu zu werden. Sie gehen einen Kompromiß ein, der dem Schüler die Vorteile beider Systeme zu verschaffen sucht. Eine folgerichtig durchgeführte Erziehung zum *Gentleman* gibt es jedoch nur an englischen Schulen, und auch hier nur an den besseren Public Schools und den alten Universitäten. Anstatt eine Begriffsbestimmung dieses äußerst komplexen englischen Bildungsideals zu geben, werde ich versuchen, die zu seiner Verwirklichung verwendeten Erziehungsmethoden zu beschreiben, wie sie sich mir während anderthalbjähriger Lehrtätigkeit an einer Public School mittlerer Größe (Ardingly College, Sussex, gegen 300 Schüler) dargestellt haben. Vorausgehend muß noch bemerkt werden, daß diese Schulen durchaus als Standesschulen zu betrachten sind. Ein hohes Schulgeld verschließt sie den untern Schich-

ten, die auf die staatlichen Anstalten angewiesen sind. Alle Vor- und Nachteile dieser feudalen Internate hängen innerlichst mit der dadurch bedingten gesellschaftlichen Abgrenzung zusammen, die man daher nie aus dem Auge verlieren darf.

Selbstdurchsetzung und Selbstverleugnung.

Die Erziehung zum guten Staatsbürger bedeutet in England dasselbe wie die Erziehung zum Gentleman. Nun ist der englische Staatsgedanke, wie kaum der eines anderen Volkes, gekennzeichnet durch seinen aktiven, missionsträgerischen Charakter. Der Engländer fühlt sich zu beständiger Bewahrung und Behauptung seiner kulturellen Vorrangstellung herausgefordert. So zeigen die Predigten in der Schulkapelle — wenn sie an die Politik rühren — einen Glauben an die Unübertrefflichkeit der englischen Konstitution und des Angelsachsentums überhaupt, der allein axiomatisch feststeht, da alles andere in der Welt bezweifelt werden darf. Der Schüler wird immer wieder vor eine Weltkarte gestellt, auf welcher britische Gebiete karminrot bemalt sind, während alles übrige in einem blassen, ausdruckslosen Ton gehalten ist. Im britischen Imperium geht die Sonne nie unter, und seine geographische Ausdehnung ist gleichbedeutend mit der Verbreitung englischer Humanität und Zivilisation.

Der Wille zur Selbstdurchsetzung ist hier stets mächtiger als der Wille zur Objektivität. Die regelmäßig jedes Tertial abgehaltenen Debatten, an denen sich Lehrer und Schüler beteiligen, lassen sich auch nur aus dem Geiste dieses machtbetonten Erziehungsplanes verstehen. Die Diskussionsgegenstände sind oft trivial, oder erscheinen uns wenigstens so: „Ist der Fußball- dem Rugby-Sport vorzuziehen?“, oder „Entspricht die Männerkleidung den Anforderungen der Neuzeit?“ Bei diesen Redeübungen kommt es nicht auf das Herausarbeiten eines absoluten Resultates an; man will lediglich Persönlichkeiten und Meinungen Gelegenheit geben, sich im Wettstreit zu begegnen. Das theoretische Wissen der Schüler wird nicht gemehrt, dagegen erfahren sie als zukünftige Kaufleute, Beamte und Politiker eine dialektische Schulung, wie sie nicht besser gedacht werden könnte. Die Abstimmung zum Schluß jeder Debatte stellt den Tribut dar, den die Versammlung der Redekunst der Sprecher zollt. Niemand denkt daran, das Abstimmungsergebnis in die Tat umzusetzen.

Von jeher war das englische Parlament berühmt durch die Haltung und Würde seiner Mitglieder. Erst in der letzten Vergangenheit melden die Tagesblätter Vorkommnisse, wie man sie sonst nur in Verbindung mit jüngeren Parlamenten des östlichen Europas zu hören gewohnt ist. Das seltene Schauspiel hatte sogar zur Folge, daß ein Londoner Gassenjunge einem Kameraden, der mit ihm Streit anfangen wollte, sein Vorhaben mit den Worten verwies: „So hör' doch schon auf, wir sind jetzt nicht im Parlament“. Verstöße gegen die parlamentarische Sitte sind jedoch trotz allem die Ausnahme, und gerade ihre Seltenheit ist geeignet, ihnen größere Publizität zu verschaffen, als sie es verdienen. So eifrig und verbissen der Engländer auch seinen Standpunkt vertritt, so hält er doch im allgemeinen streng darauf, daß die Höflichkeit gewahrt wird. Schon in den Schülerdebatten spricht ein Redner von seinem Klassengenossen als von Mr. So-and-so, während er ihn sonst beim Uebernamen zu rufen pflegt. Persönlichwerden gilt als grobe Taktlosigkeit und wird als solche schon vom kleinsten Schuljungen empfunden. Soziologisch interessant ist die Tatsache, daß jeder Redner sich bemüht, dialektfrei zu sprechen. Der Nichtengländer macht sich oft keine richtige Vorstellung — auch trotz Shaws „Pygmalion“ — wie entscheidend in England für die ganze Laufbahn eines Mannes seine Aussprache ist. Gelingt es einem sonst noch so tüchtigen Jüngling nicht, sich von seinem Yorkshire-, Somerset-, oder Cockney-Akzent zu befreien, so wird er kaum bei einer guten Firma angestellt werden. Die leiseste dialek-

tische Färbung der Sprache wirkt ungebildet und setzt den Sprecher der Lächerlichkeit aus.

Nelsons bekanntes Wort: „England expects that every man will do his duty“ hat auch noch heute nichts von seiner Schlagkraft eingebüßt. Für die allgemeine Sache setzt sich der Engländer mit Begeisterung ein. Er legt den größten Opferwillen an den Tag, wenn die Gemeinschaft an seine Gesinnungstreue appelliert. Nicht nur dem politischen, auch jedem anderen Verbands ist er mit beinahe abergläubischer Treue ergeben. Die Schule macht sich diesen Geist zunutze und bildet ihn nach Kräften aus. In dem verfügbaren kleinen Raum ordnet sie ihre Zöglinge ein in Vereine, die alle von einem starken Korpsgeist getragen sind. Da ist insbesondere der Name und die Tradition der Public School, die von allen, Direktor, Lehrern, Schülern und old boys (den „Ehemaligen“) hochgehalten werden. Jede Schule setzt sich aus verschiedenen Häusern zusammen, in denen die Schlafsäle untergebracht sind, meistens zwei in einem Haus. Jedes Haus und jeder Schlafsaal besitzen wieder ihre eigene Tradition und hegen ihr besonderes Zusammengehörigkeitsgefühl. Mancher Schlafsaal erhält sich durch Jahre hindurch im Ruf, die besten Boxer, Cricketspieler oder Scharfschützen zu beherbergen, und ein jeder Schüler ist fest davon überzeugt, daß sein besonderes dorm (kurz für dormitory) das beste sei. Individuelle Erfolge der Schüler, wie sportliche Höchstleistungen oder gute Examina, tragen zum Ansehen der Gesamtheit bei. Zu Ende des Tertials, wenn die Wettkämpfe zwischen den einzelnen Mannschaften ausgefochten werden, erreicht dieser Vereinsgeist jeweilen ungewöhnliche Höhepunkte. Sogar die Lehrer, wenn sie das Ehrenamt eines dormitory masters versehen, lassen sich vom allgemeinen Enthusiasmus fortreißen. Sie vergessen für kurze Zeit ihre britannische Ruhe und feuern die Mannschaft durch laute Zurufe zornigen Tadels oder lebhafter Anerkennung zu besonderer Anstrengung an.

Im Sport sieht die Public School ihr vorzüglichstes Erziehungsmittel. Er hilft dem Menschen nicht nur zur Herrschaft über seinen Körper, er lehrt ihn auch, seine Individualität der Gemeinschaft unterzuordnen. Darin liegt die Erklärung und die Entschuldigung (wenn es noch einer bedarf) für die Tatsache, daß dem Unterricht weniger Wichtigkeit beigemessen wird als den games. Hunderte von Pfund Sterling werden jährlich zum Unterhalt der Spielflächen und Sportgeräte ausgegeben. Besonders der Rasen, auf dem im Sommer die Schüler Cricket spielen, wird mit der größten Sorgfalt gepflegt. Cricket ist das englische Nationalspiel und kann als eigentlicher Prüfstein des Englandkenners gelten: nur wer imstande ist, einem Cricket-Match einen ganzen Nachmittag aufmerksam und gespannt zuzuschauen, hat den englischen Volkscharakter wirklich verstanden. Der Nichteingeweihte langweilt sich zu Tode bei diesem Spiel, das scheinbar keine körperliche Anstrengung oder Geschicklichkeit verlangt. Er sieht nur ein Dutzend weißgekleideter Spieler im Felde herumstehen und hört das regelmäßige dumpfe Aufschlagen des Balles auf dem hölzernen Schläger. In Wirklichkeit jedoch erfordert gutes Cricket viel Kaltblütigkeit, Kraft und gespannte Aufmerksamkeit. Wer je einen der steinharten Cricketbälle berührt hat, der kann sich auch leicht denken, welche stoische Tugend hier vor allem ausgebildet wird. In den Wintermonaten wird nur Fußball oder Rugby gespielt. Die Schüler bringen dabei täglich zwei oder mehr Stunden im Freien zu: selbst Schnee und Regen halten sie nicht auf. Die Mehrzahl der Jungen, die Kleinsten nicht ausgenommen, lernt auch die männliche Kunst des Faustkampfes. Nach Maurice Maeterlinks *Eloge de la boxe* sollte es nicht mehr nötig sein, den Wert dieses Sports zu verteidigen. Die noch heute weitverbreitete Ansicht von der Roheit des Boxens beruht auf Unkenntnis der Sache und vielleicht auf einer gewissen Zimperlichkeit. Ebenfalls auf den Winter beschränkt sind die Dauerläufe, die auf Strecken von

durchschnittlich vier Kilometern ausgedehnt werden. Es gibt hier so gut wie keine Spezialisierung: das Ideal jedes Schülers ist ein *all-round sportsman* zu sein. Damit ist auch der Gefahr der Rekordsucht, die im Berufsspielertum so üble Folgen zeitigt, die Spitze abgebrochen. Tennis wird weniger häufig gespielt als zu erwarten wäre. Es hängt dies zusammen mit der beschränkten Zahl verfügbarer Plätze und auch mit dem Charakter dieses Sports, der von vielen als allzu weiblich empfunden wird.

Stärken diese Körperübungen das Selbstvertrauen, den Mut, die Ausdauer und Kaltblütigkeit, so fördern sie auch nicht minder das soziale Denken. Der Fußballspieler muß lernen, seinen persönlichen Willen demjenigen der ganzen Mannschaft unterzuordnen. Was der Engländer *team-spirit* nennt, ist das beste Heilmittel gegen den unschönen Partikularismus, dem der junge Mensch nur allzufrüh verfällt, wenn er sich selbst überlassen bleibt.

Der Spielplatz wird auch zum Bewährungsfeld jener edelsten Eigenschaft des Mannes, der *fairness*. Sie verbietet ihm, sich unerlaubter Vorteile zu bedienen, und auf ihr beruht die Achtung, die kein Sportsmann einem Gegner verweigert, der sich mit Mut und Geschick schlägt. Ein ungleicher Kampf stößt ihn ab. Das Englische besitzt in dem Wort *bully* einen Ausdruck, für den die deutsche Sprache keine genaue Uebersetzung hat. *Bully* ist ein Schimpfwort, das fast auf der gleichen Stufe wie Lügner oder Feigling steht. Es bezeichnet einen Rohling, der seine brutale Kraft zum Quälen eines Schwächeren mißbraucht. Die oft schon gebrandmarkte Einrichtung der *fags*, die Bedienung der älteren Schüler durch die jüngeren Jahrgänge an einer Public School, ist meistens bis auf harmlose Reste verschwunden, da sie zu Rohheiten führen konnte, wie sie im Internatsleben fast unvermeidlich sind.

Die Vereinseligkeit ist wohl nirgends größer als an einer englischen Public School. Vereine zur Pflege aller denkbaren Zwecke schießen üppig ins Kraut. Da gibt es eine Philosophische Gesellschaft (in deren Schoß hauptsächlich naturwissenschaftliche Arbeiten entstehen), eine Shakespeare Gesellschaft (der stolze Name verbirgt ein bescheidenes Lesekränzchen, in dem auch Werke anderer Dramatiker mit verteilten Rollen gelesen werden), eine Historische, Geographische, Ornithologische, Mathematische, Theatralische, ja auch eine Photographische Gesellschaft. Daneben die weniger ehrgeizigen, dafür aber umso eifriger besuchten Clubs, die zur Pflege des Billard-, Golf-, Schach- oder Tennisspiels gegründet wurden. Sodann bestehen auch Vereine für den Völkerbund, für gemeinsame Ferienreisen und für Radiobastler.

Sehr wichtig, insbesondere für die jüngeren Schüler, ist das Pfadfinderwesen, dem die Engländer den größten erzieherischen Wert beimessen. Jede Patrouille hat ihr eigenes Abzeichen und Versammlungszimmer und natürlich auch ihr eigenes Kriegsgeschrei. Die älteren Schüler gehören fast alle dem Kadettenkorps an (genannt *O. T. C., Officers' Training Corps*), das neben der militärischen Ausbildung auch die Geselligkeit pflegt. Den jedes Tertial stattfindenden Manövertag beschließt regelmäßig ein *Corps Concert*, wo ein *Ulks-Theater* improvisiert wird, auf dem sich die knospenden Bühnentale der Allgemeinheit vorstellen.

In der Verschmelzung des nominellen Vereinszwecks mit der Geselligkeitspflege ist das Eigentümliche aller dieser Vereine zu erblicken. Beide Elemente sind gleich wichtig: bei Kuchen, Tee und höflicher Konversation ist man ebenso ernstlich bei der Sache, wie vorher während des Anhörens eines lehrreichen Vortrags. Abiturienten einer Public School werden schon deshalb in den meisten Berufen gern empfangen und Zöglingen anderer Schulen vorgezogen, weil sie gesellschaftlich gewandter und weil sie *well-spoken* sind, d. h. höflich und unbefangenen sprechen können. Die weitgehende Begünstigung des Vereinswesens durch Direktor, Lehrer und *old boys* (die oft er-

hebliche Summen dem Vereinsfonds zufließen lassen) trägt viel dazu bei, die Schüler umgänglich und selbstsicher zu machen. An manchen Schweizer Schulen sehen die Rektorate das Schülervereinswesen mit Mißtrauen an. Wir könnten sicher nur gewinnen, wenn wir dem englischen Beispiel folgten.

Religion.

Obleich die englische Staatskirche sich politisch ebenso wenig hat unabhängig machen können wie die deutsche oder schweizerische Landeskirche, so erscheint sie doch im Leben des Volkes mit aller Autorität eines Staates im Staate ausgestattet. Die Zugehörigkeit zur anglikanischen Kirche ist heute noch eine unerläßliche Eigenschaft des vollkommenen Gentleman: wieder ein Beweis des konservativen Denkens des Engländer, denn schon um 1700 ist die legale Gleichsetzung aller protestantischen Sekten mit dem Anglikanismus durchgeführt worden. Samuel Richardson war selber im Herzen mehr Dissenter als Anglikaner, und doch ließ er Sir Charles Grandison, dieses Muster des idealen Mannes, der Staatskirche angehören. In vielen Public Schools, und in allen, die unter einem hochkirchlich gerichteten Direktorium stehen, ist die Zugehörigkeit zur Staatskirche Aufnahmebedingung nicht nur für Schüler sondern auch für die Lehrer. Gewöhnt an unsere interkonfessionellen Schulen in der Schweiz war ich erstaunt, daß aus meinem persönlichen Glaubensbekenntnis ein Grund zur Auflösung meines Anstellungsverhältnisses hätte gemacht werden können. In hochkirchlichen Schulen erhält ein römisch-katholischer, in *Low Church* Schulen dagegen ein protestantischer Lehrer leichter Zutritt. Immerhin ist ein solches Abweichen vom Prinzip deutlich die Ausnahme, da der Anglikanismus allein eine vollwertige Gentleman-Erziehung verbürgt. Diese gesellschaftliche Bedeutung der Staatsreligion muß im Auge behalten werden, wenn man den hohen Rang verstehen will, den der Kultus an jeder Public School einnimmt.

In allen Schulklassen werden zwei bis drei Wochenstunden der religiösen Unterweisung vorbehalten. Auch in den oberen Klassen ist dieser Religionsunterricht nicht historisch-kritisch gehalten. Das theologische Wissen der meisten Unterweisenden wäre zwar einer solchen Aufgabe gewachsen, aber dem ganzen Geist des englischen religiösen Denkens steht die dogmenkritische Einstellung fern. So beschränkt sich denn dieser Unterricht zur Hauptsache auf ein Durchnehmen der Bibel und der Heiligengeschichte vom sachlichen und sittlichen Standpunkt aus. Hoherfreulich ist die sich daraus ergebende Bibelkenntnis, die gründlich und lebendig ist. Die Konfirmanden werden vor allem in der Bedeutung der Sakramente unterwiesen, und lernen den Katechismus und das anglikanische Credo auswendig. Sie müssen auch wenigstens einmal zur Beichte gegangen sein. Nach erreichtem vierzehnten Altersjahr werden die Knaben von einem Bischof konfirmiert, der kniend den Kindern durch Handauflegen den Segen erteilt. Wenn der Direktor selber Geistlicher ist, so leitet er persönlich den Religionsunterricht in den obersten Klassen. Aber auch er beschränkt sich auf die Behandlung von Gegenständen aus der religiösen Praxis, wie Sonntagsobservanz, kirchliche Wohltätigkeit und ähnliches.

Der Besuch des Gottesdienstes in der Schulkapelle (einmal an Werk-, zweimal an Sonntagen) ist für Lehrer und Schüler obligatorisch. Daß sich die Lehrer jedoch oft eine Ausnahme von dieser Regel gestatten, ist leicht begreiflich und wird vom Direktor meistens großzügig übersehen. Der Gottesdienst selber wird durchaus in englischer Sprache abgehalten, doch findet sich im übrigen der ganze römisch-katholische Ritus hier wieder. Knien, Verneigen vor dem Altar, Bekreuzigen, Absingen von Psalmen und (an Fasttagen) Bußlitaneien und Aufsagen des Credos werden bei jeder Gelegenheit geübt. Zur Feier von Marien- und Heiligtagen werden Prozessionen veranstaltet. Die Chorknaben erscheinen dann in weißen Chor-

hemden über schwarzer Soutane, die Priester in reich gestickten Meßgewändern, Fahnen werden vor dem Zuge hergetragen. Die Kapelle selbst prangt in einem Aufwand von goldenen Kerzen, Leuchtern und bemalten Scheiben. Weihrauch und Blumen erhöhen die Festlichkeit des Gottesdienstes.

Aesthetische Befriedigung gewinnt das Leben an einer Public School insbesondere durch den religiösen Kultus. Wie sehr jedoch diese sinnliche Seite des Gottesdienstes nur äusserliche Haltung und Genuß der eigenen Ausdrucksfreude ist, das wurde mir überraschend klar, als ich in Epsom die auf die Pferderennen wartende Menge vielstrophige Kirchenlieder singen hörte. Hier ist auch der Grund zu suchen, weshalb der englische Gemeindegang musikalisch auf höherer Stufe steht als der protestantische Kirchengesang auf dem Festland. Deutlich wird einem wieder zum Bewußtsein gebracht, wie wenig tief die Reformation die englische Staatskirche verändert hat.

Als Protestant gewöhnt, die Substanz des Gottesdienstes in der Predigt zu sehen, gab mir die Kürze der zehn Minuten dauernden anglikanischen Predigt viel zu denken. Oft nehmen höhere Geistliche oder Direktoren anderer Public Schools die Stelle des Schulpfarrers auf der Kanzel als Gastprediger ein. Am beliebtesten sind bei den Schülern diejenigen Prediger, die ihren Sermon in einem launigen, nicht zu schweren und womöglich sportlichen Ton vorzutragen wissen; und vor allem dürfen sie nicht die traditionellen zehn Minuten überschreiten. Der Direktor benützt meistens die Gelegenheit, um die Schüler zu fleißigerem Gang zum Abendmahl und zur Erneuerung ihrer guten Vorsätze zu ermahnen. Im ganzen aber hat die Predigt einen heterogenen Charakter: sie fügt sich nicht natürlich ein in den anglikanischen Gottesdienst. Der Anglikaner ist auf das kollektive Mensch-Gott-Erlebnis eingestellt, er hat kein Organ für die sich an den einzelnen wendende Gewissensaufrüttelung. Er bringt seinen Gottesdienst dar in Loyalität und Dankbarkeit, aber ohne das Bedürfnis nach seelischer Erneuerung.

Unterricht.

Der Lehrplan einer Public School richtet sich gewöhnlich nach den Anforderungen der Aufnahmeprüfung, die der Abiturient bestehen muß, bevor er zu einer Universität zugelassen wird. Daneben stellt die Schule auch ein sogenanntes *School Certificate* aus für Schüler, die nach ihrem Austritt einen praktischen Beruf ergreifen. Dieser letztere Kursus, den die große Mehrzahl mitmacht, entspricht in vielen Dingen unserem Gymnasium. Die Spezialisierung ist jedoch noch weitergehend als bei uns und auf die besondere Begabung wird mehr Rücksicht genommen.

Die einzelnen Fächer erhalten eine Pflege, die sich mit jeder schweizerischen Mittelschule messen darf. Besonders die jüngere Lehrergeneration ist außerordentlich leistungsfähig. Auch in England ist Ueberfluß an Lehrkräften; die Stellen an einer Public School sind selten, werden sehr gut bezahlt und verleihen ihrem Inhaber eine nicht unbedeutende soziale Würde, so daß ein Direktor nur höchst befähigte Lehrer anzustellen braucht. Die Unterrichtsmethoden sind modern: Anschauungsunterricht und praktisches Arbeiten in den naturwissenschaftlichen Fächern wird in einem großen, reich ausgestatteten Laboratorium geübt. Die neuen Sprachen werden soviel wie möglich nach der „direkten Methode“ unterrichtet, mit dem Schwergewicht auf der lebendigen Sprachbeherrschung, nicht auf der Grammatik. Diese Methode stellt natürlich große Anforderungen an das eigene sprachliche Können des Lehrers, und es ist erstaunlich, mit wieviel Mut und Ausdauer die jüngeren Lehrer sich dieser Aufgabe unterziehen. Obgleich ihre praktischen Kenntnisse der Sprache, in welcher sie unterrichten, notgedrungen beträchtliche Lücken aufweisen, denn ein längerer Auslandsaufenthalt ist den meisten unmöglich gewesen, so machen sie diesen Mangel wett durch fleißiges Studium und durch das Ergreifen einer jeden Gelegenheit, sich im mündlichen Ge-

brauch der Fremdsprache zu vervollkommen. Große Opfer an Zeit und Geld werden von vielen gebracht, um auf Ferienreisen und durch Radio- oder Grammophonkurse ihr Wissen zu erweitern. Etwas weniger erfreulich steht es in dieser Beziehung um die ältere Generation von Sprachlehrern, deren Französisch oder Deutsch seit zwanzig Jahren meistens keine Auffrischung hat erhalten können. Ihre Unterrichtsmethoden entsprechen gewöhnlich auch nicht mehr den heutigen Grundsätzen: sie beschränken sich auf fleißiges Uebersetzen unzusammenhängender Sätze aus einem alten Lehrmittel und auf das Einpauken grammatischer Regeln. Da die Prügelstrafe nicht abgeschafft ist, sondern auch an den besten Schulen noch häufig angewendet wird, so führt diese Art Sprachunterricht zu treiben oft zu unwürdigen Szenen. Glücklicherweise setzen sich jedoch die modernen Methoden immer mehr durch und werden voraussichtlich schon in den nächsten Jahren zu den herrschenden werden, zum Vorteil der Schule und der Schüler.

Der Unterricht in der Muttersprache enthält (auf allen Stufen) ein Merkmal, das beachtenswert ist, weil es in unserem Deutschunterricht in der Schweiz beinahe fehlt und weil es auch ein Licht wirft auf die geistigen Fähigkeiten des englischen Schuljungen. Der Engländer gebraucht dafür den hybriden Ausdruck *précis-writing*, und meint damit das Herstellen eines zusammenfassenden Auszugs irgendeines literarischen Dokuments. Diese mehr am Stoff haftende Übung wird ungleich häufiger gepflegt als das freie Aufsatzschreiben. In den unteren Klassen ist sie neben dem Auswendiglernen von Gedichten fast die einzige Form des Englischunterrichts. Der Grund ist wohl ein doppelter: einmal (und das mag ausschlaggebend sein) wären nur die wenigsten Schüler imstande, mehr als fünf Sätze über einen Gegenstand zu schreiben, der selbständiges, abstraktes Denken erfordert. Selbst Aufsätze der obersten Klassen legen eine unbekümmerte Naivität in Gedanken und Ausdruck an den Tag, die bei achtzehnjährigen Jungen überrascht. Sodann ist der wirkliche Nutzen des *précis-writing* für die Sprachbeherrschung anzuführen. Diese Übung zwingt den Schüler zum genauen Durchdenken des Gelesenen und zur selbständigen Neuformung des Stoffes. Sogar das Aufsatzschreiben könnte zum Erreichen sprachlicher Gelenkigkeit keine besseren Dienste leisten.

Der Geschichtsunterricht liegt meistens in den Händen von Lehrern, die den imperialistischen Standpunkt etwas über Gebühr hervorheben. Niemand wird ihnen jedoch daraus ernstlich einen Vorwurf machen wollen: ein ungebrochenes Selbstbewußtsein ist ein Grundzug des Angelsächentums, und es ist auch die natürliche Folge des Lebenswillens eines Volkes, das sich auf dem Gipfelpunkt einer großartigen Entwicklung befindet. Die wissenschaftliche, vorurteilslose Geschichtsbetrachtung bleibt der Universität vorbehalten; für die englische Mittelschule eignet sich besser eine national betonte Darstellung der Vergangenheit.

Dreimal während des Tertials werden den Schülern Zwischenzeugnisse ausgestellt, in welchen ihre Fortschritte in den einzelnen Fächern und ihr Rang innerhalb der Klasse verzeichnet werden. Schüler, die in mehreren Fächern zugleich sich unfließige Arbeit haben zuschulden kommen lassen, werden durch alle denkbaren Mittel, meistens durch körperliche Züchtigung, auf den Weg der Tugend zurückzuführen gesucht. Die Körperstrafe gilt als ein Disziplinarmittel, das als *ultima ratio* unbedenklich verwendet werden darf bei den im Sport und Internatsleben gekräftigten und auch etwas abgestumpften Jungen vom Typus des englischen *public-school boy*. Besonders ältere Schüler gefallen sich gern in einer allem Lernen feindlichen Lebenshaltung, in welcher nur sportliche Leistungen und gesellschaftliche Fähigkeiten hochgeschätzt werden. Mit der größten Offenheit legen diese Jungen ihre Verachtung aller Bücherweisheit an den Tag und arbeiten für die Schule nur gerade soviel, daß sie nicht nach Hause

geschickt werden. Die Ursache einer solchen Einstellung liegt am Erziehungssystem, in dem grundsätzlich dem theoretischen Wissen nicht der oberste Platz eingeräumt wird. Die Prügelstrafe kann hieran nichts gutmachen und führt eher zu einer Verschlimmerung des schon bestehenden Übels. Mildernd wirkt nur der Umstand, daß in England die körperliche Züchtigung den Jungen nicht entehrt.

Die ältesten Schüler, die *sixth-form boys*, erhalten auch eine gewisse Strafgewalt eingeräumt. Als Präfekte und Subpräfekte dürfen sie leichtere Disziplinarstrafen verhängen für kleine Vergehen gegen die Ruhe und Ordnung in den Schlafsälen, in den Spielzimmern und bei Tisch. An der Spitze der gesamten Schülerschaft steht der *head-prefect*, der gleichzeitig auch Anführer der ersten Cricket- und Fußballmannschaft ist. Nicht nur unter Autorität zu stehen, sondern auch selbst Autorität zu besitzen, ist von größter erzieherischer Wirkung, die ein jeder Schüler an sich erfährt, wenn er lange genug in der Schule verbleiben darf.

Schluß.

Eine zusammenfassende Gegenüberstellung der Vor- und Nachteile des englischen Erziehungssystems, wie sie sich mir nach längerem Studium darstellen, muß vor allem einen gewaltigen Vorzug herausheben: diese Schule ist wie keine andere geeignet, einen lebensstüchtigen, praktischen, zähen, willensstarken und doch anpassungsfähigen Menschentypus zu bilden. Sie bereitet nicht eigentlich vor für die Ergreifung des Gelehrtenberufes, nicht einmal das humanistische Ideal des klassisch gebildeten Bürgers schwebt ihr vor. Mit aller Deutlichkeit lenkt sie den jungen Menschen ein in die Bahn, die zu tätigen, nützlichen Wirken in der Gesellschaft führt. Ihr Ziel ist der Tatmensch, der Realist, der Kämpfer. Sie erfüllt ihre Zöglinge

mit der Achtung vor der Gesellschaft und ihren Konventionen, vor der Sitte und vor der Autorität. Aber sie stärkt auch den Willen, die eigene Persönlichkeit im gesellschaftlich anerkannten Rahmen zur Geltung zu bringen. Die höchsten Ideale, deren sie fähig ist, liegen immer noch in der Ebene des allen Menschen Erreichbaren, während das deutsche Bildungsideal die Persönlichkeit erstrebt, die über die Gesellschaft hinausragt. Disziplin, Subordination, straffe Regelung der Lebensführung bis ins kleinste geben daher der Public School den Charakter einer militärischen Erziehungsanstalt. Es ist dies derjenige Zug, der dem ausländischen Beobachter zuerst auffällt. Erst dem tiefer Suchenden zeigt sich auch das ebenso starke Element, das auf die Entfaltung eines aktiven, tatkräftigen Willens ausgeht.

Beide, der soziale Mensch und der Machtmensch, äußern ihre Wesensart in gesellschaftlichen Akten. In der Form der Kollektivität finden sie ihren höchsten Ausdruck. Der theoretische Mensch dagegen ist ein ausgesprochener Individualist. Er will nur Wissender sein, niemals Handelnder. Von hier aus ist die Schwäche der englischen Public School zu erkennen: Sie teilt ihren Zöglingen nur soviel Wissen mit, als ihnen zum praktischen Lebenserfolg nötig ist. Sie erzieht keine Forscher, ja sie sucht es sogar mit Gewalt zu verhindern, daß sich einer ihrer Schüler vom kampferfüllten, tätigen Leben zurückzieht und sich hinter Büchern vergräbt. Der Erfolg dieser Erziehung ist nicht immer niedrige, materialistische Gesinnungsart, wie man ihr oft vorwerfen hört. In ihren besten Schülern, und nach ihnen soll man sie beurteilen, hat die Public School einen Menschen geschaffen, der auf allen Lebensgebieten eine natürliche, organische Befähigung besitzt, und der stets als die eigentliche Verkörperung des angelsächsischen Menschenideals gelten wird.

Kleine Beiträge.

Wie wir unsere Skis selber herstellen.

Von E. Bürgi, Bezirkslehrer, Schinznach.

Vom hohen Wert des Skifahrens zu reden, heißt heutzutage Wasser in den Rhein tragen. Es ist unbestritten der Sport, der am tiefsten in alle Volkskreise eingedrungen ist, und sein Siegeslauf geht immer weiter. Seit vielen Jahren bemühen sich der Schweiz. Turnlehrerverein und andere Organisationen mit Erfolg darum, den Ski in der Schule heimisch zu machen. An Lehrern, die befähigt sind, einen fruchtbaren Skiunterricht zu erteilen, ist kein Mangel mehr. Trotzdem sind — wenigstens im Flachland — die Schulen, die einen regelmäßigen Skibetrieb durchführen, noch verhältnismäßig selten. Die Betreibungen des Lehrers scheitern noch häufig an der Schwierigkeit, ganze Schulen mit Ski auszurüsten. Leihweise Abgabe oder billige Beschaffung von Schülerski werden zwar von Staat, Gemeinden, Skiverbänden usw. gefördert, vermögen aber der Sache nicht allgemein zum Durchbruch zu verhelfen. Leihski sind zudem für den Schüler ein etwas zweifelhafter Notbehelf. Im folgenden soll gezeigt werden, wie die Schüler selbst mit geringem Aufwand ihre Ski anfertigen können, und zwar nicht nur Faßdauben oder skiähnliche Hölzer, sondern richtige, durchaus fachgemäße Ski.

Schon seit mehreren Jahren besitzt jeder Schüler unserer Bezirksschule (6.—9. Schuljahr) seine eigenen, selbstver-

fertigten Ski. Die freien Nachmittage oder die Ferientage, (wir haben keinen eigentlichen Handfertigkeitsunterricht) an denen die Neueingetretenen an ihren Brettern hobeln, feilen und lackieren, bringen mindestens so großen Genuß wie das Skifahren selbst. Das ganze Jahr hindurch wird nie mit solchem Eifer und solcher Freude gearbeitet wie an dem zähen Eschenholze.

Die Arbeit beginnt mit der Auslese des Holzes. Die Schulgemeinde stellt uns jedes Jahr die schönste der gefällten Eschen zur Verfügung. Nur einwandfreies, astloses, feingefasertes Holz zu verwenden, ist Vorbedingung, bedeutet aber für eine Gemeinde, die Wald besitzt, kaum eine spürbare Ausgabe. Die ausgewählte Esche wird in der Sägerei in 3 cm dicke Bretter geschnitten. Daraus werden Streifen von ca. 9 cm Breite und der gewünschten Skilänge herausgesägt. (Der aufgestellte Ski soll so hoch sein, daß der Schüler seine Spitze mit ausgestrecktem Arm leicht erreichen kann. Für Anfänger eher zu kurz als zu lang!) Mit der Bandsäge wird den Brettern die rohe Skiform gegeben. (Nur im Aufriß. Siehe Skizze 2.) Soweit muß die Arbeit vom Lehrer und vom Handwerker besorgt werden. Die weitere Bearbeitung, mit Ausnahme des Anzeichnens, geschieht durch den Schüler selbst. Zuerst wird die Unterseite glatt und eben gehobelt. Auf diese wird der genaue Grundriß des Skis gezeichnet. Die Masse lassen sich leicht einem gekauften Ski von richtiger Form entnehmen. Normalmaße für Schülerski sind folgende: